



Michael Wilde

# Der Konjunktiv im Schweizerdeutschen

Empirische Studien zu Stabilität und  
Wandel im deutschen Modusystem

Peter Lang



# 1 Einführung

## 1.1 Erste Annäherung

Es ist bemerkenswert, wie ein für viele trockenes Grammatikthema wie die Moduskategorie Konjunktiv doch geeignet sein kann, ideologisch aufgeladen zu werden bis hin zum Ausdruck nationaler Klischees und Stereotype. So schreibt der deutsche Sprachkritiker Wolf Schneider:

In geschriebenen Texten bewältigen kaum zwei oder drei Prozent der Deutschsprachigen diesen Unterschied [d. h. den zwischen Konjunktiv Präsens und Konjunktiv Präteritum in der indirekten Rede, MW], in der mündlichen Rede gar nur noch ein Tausendstel davon; und von denen lebt merkwürdigerweise die Mehrzahl in der Schweiz. Hier kann man alte Bergbauern sagen hören: *Er sagte mir, er habe ...* In bundesdeutschen Ohren klingt das ganz unglaublich intellektuell. Dabei ist es einfach herrlich direkt aus dem Brunnen der Sprache geschöpft, dort, wo er am tiefsten ist. (2009: 13f.; Schriftauszeichnung angepasst)

Schneider verbindet hier das Bild der Schweiz als Land der Bergbauern, die abgeschnitten sind von aktuellen Entwicklungen und Einflüssen, mit einer besonderen Unverfälschtheit und Urtümlichkeit ihrer Sprache. Dieses Heterostereotyp ist wohlwollend gemeint. Neben dem Heterostereotyp kann man auch das Autostereotyp mit Bezug auf den Konjunktiv finden; Bestandteile des Heterostereotyps können sich im Autostereotyp spiegeln – so wird aus der Bewunderung für die Sprache der Schweizer wie bei Schneider umgekehrt der Stolz der Schweizerdeutsch-Sprecher auf die eigene Sprache. Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel sagte einmal:

Ich weiß nicht, ob ich bereits auf den Konjunktiv springen darf, das ist mein Grundproblem, bei dem ich besonders froh bin, daß ich Schweizer bin. In keiner der Sprachen, die ich ein wenig kenne, redet man so häufig im Konjunktiv wie im Schweizerdeutschen. In Deutschland ist der Konjunktiv ausgestorben. Der Schweizer spricht die Hälfte von allem, was er sagt, im Konjunktiv. (P. Bichsel in einem Interview mit Rudolf Bussmann, in: Bloch Hrsg. 1971: 28)

Der Stolz auf die Sonderrolle, die die Schweiz im internationalen politischen Vergleich spielt, das „Partikular- oder Kontrastbewusstsein“ (Kreis 1992: 782) ist prägend für das kollektive Selbstverständnis des Landes. Unschwer ließe sich an Bichsels Zitat auch das Autostereotyp des Schweizers als besonders höflichen, auf Konsens und Zurückhaltung bedachten Zeitgenossen anschließen. Ein Beispiel für dieses Stereotyp in Verbindung mit dem Konjunktiv:

Zum einen kann man auf einen ersten Blick quasi behaupten, der Schweizer interagiert im Konjunktiv, während der Deutsche sich meist im Indikativ bewegt. Der Deutsche *will*, der Schweizer *würde*. Der Deutsche *kann*, ein Schweizer *könnte*, und wenn der Deutsche *muss*, dann *sollte* der Schweizer *eventuell*. Dennoch meint er schon das Gleiche. (Lacour 2010: 54; Schriftauszeichnung angepasst)

Der Schweizer Sprach-Kolumnist Hans Sommer schrieb einmal, „dass dem Schweizer Konjunktive sozusagen angeboren sind“ (Sommer 1980: 145).

In einer systemlinguistischen Darstellung, wie sie hier unternommen werden soll, täten solche affektiven Aufladungen grammatischer Strukturen nichts zur Sache. Doch im Kern decken sich die Aussagen in den angeführten Zitaten mit dem, was auch die Linguistik annimmt: Die häufige Verwendung des Konjunktivs Präsens in der indirekten Rede, auf die Schneider und Bichsel hinweisen, gilt als markanter Unterschied im Konjunktivgebrauch zwischen Schweizerdeutsch und bundesdeutschem Standard (vgl. Abraham 2009: 292: „ganz auffällig“). Für diesen Unterschied kann ein morphologischer Grund ausgemacht werden: die Distinktheit des Konjunktivs gegenüber dem Indikativ. Damit ist gemeint, dass in der neuhochdeutschen Standardsprache viele Formen des Konjunktivs mit denen des Indikativs identisch sind – der Konjunktiv hat also ein ‚Sichtbarkeitsproblem‘ (vgl. Gallmann 2007: 59). Das kann dazu führen, dass uneindeutige Konjunktivformen durch eindeutige ersetzt werden, also Konjunktiv Präsens durch (synthetischen) Konjunktiv Präteritum oder *würde* + Infinitiv. Auf diese Weise kommt es zwangsläufig zu einer Vermischung der Funktionsbereiche von Konjunktiv Präsens und Präteritum. Ein mögliches Szenario ist auch die Verdrängung durch den Indikativ, sichtbar an eindeutigen Indikativformen. Die schweizerdeutschen Dialekte auf der anderen Seite verfügen für den Konjunktiv Präsens über ein eigenes Suffix (-i), sodass jederzeit distinkte Konjunktivformen möglich sind. Auch im Konjunktiv Präteritum gibt es kein Sichtbarkeitsproblem: Wegen des ausnahmslosen Präteritumschwunds im Indikativ kann trivialerweise kein Zusammenfall der Modi auftreten.

So oder ähnlich wird es in vielen linguistischen Arbeiten dargestellt (vgl. weiter hierzu in Kap. 5.2, S. 118<sup>1</sup>). Doch bei näherem Hinsehen ergeben sich auch verschiedene Probleme für diese Sicht der Dinge. Was die Standardsprache angeht, so sind an der Ersatzregel, wie sie in der Konjunktivliteratur genannt wird (vgl. weiter Kap. 5.2.2, S. 121), spätestens seit der empirischen Untersuchung von Jäger (1971a) Zweifel gekommen: Jäger hat bei seiner Auswertung eines großen schriftsprachlichen Korpus festgestellt, dass fast die Hälfte der Verben im Konjunktiv Präteritum in der indirekten Rede an einer Stelle stehen, wo von den gleichen Verben auch eindeutige Konjunktiv-Präsens-Formen möglich wären. Diese Konjunktiv-Präteritum-Formen sind also nicht als Ersatz für uneindeutige Konjunktiv-Präsens-Formen zu erklären. Außerdem wird durch die Distinktheits- und Ersatzhypothese nicht begründet, warum der Konjunktiv häufig durch den Indikativ ersetzt

---

1    Seitenangaben mit „S. ...“ beziehen sich auf das vorliegende Buch.

wird – schließlich stünde mit der analytischen *würde*-Konstruktion jederzeit eine eindeutige Konjunktivform zur Verfügung. Was auf der anderen Seite die schweizerdeutschen Dialekte angeht, so ist auch dort das Bild weniger einheitlich als beschrieben: Insbesondere im Plural tritt beim schwachen Verb in einigen Dialekten im Konjunktiv Präsens längst nicht durchgängig das agglutinierende *i*-Suffix auf, oder aber *-i* steht schon im Indikativ, was wiederum zum Sichtbarkeitsproblem führt. In der vorliegenden Arbeit werden Daten vorgelegt, die abschätzen lassen, wo und inwieweit die Distinktheit der Modi auch im Schweizerdeutschen eingeschränkt ist (vgl. Kap. 4.1, S. 77).

Wenn es aber – trotz Relativierungen – dabei bleiben kann, dass die Konjunktivmorphologie im Schweizerdeutschen anders zu beurteilen ist als die des Standards, und wenn man das Sichtbarkeitsproblem im Standard für die treibende Kraft für den Sprachwandel des Konjunktivs hält, dann liegen mit den schweizerdeutschen Dialekten aufschlussreiche Vergleichsdaten vor. Bezogen auf die vorher angenommenen Sprachwandelphänomene beim standarddeutschen Konjunktiv würden wir für den schweizerdeutschen Konjunktiv in etwa Folgendes erwarten: wenig Verdrängung durch den Indikativ, wenig Vermischung der Funktionsbereiche und wenig Ausbreitung der Umschreibung. All diese Punkte sind durchaus in der Literatur angenommen worden. Allerdings waren Aussagen über den schweizerdeutschen Konjunktiv bisher immer nur auf beschränkter Basis möglich. Soweit sie dem SDS zu entnehmen waren, waren sie zwar in hohem Maße verlässlich, dafür aber repräsentieren sie einen Stand, der heute mehrere Generationen zurückliegt. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es daher, Material vorzulegen, auf dessen Basis man Aussagen stützen kann, wie es in aktuell gesprochenen Schweizer Dialekten um den Konjunktiv bestellt ist. Vergleiche mit älteren Daten wie den SDS-Karten erlauben zusätzlich Aussagen darüber, wie sich der schweizerdeutsche Konjunktiv in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat.

Die vorgelegten Daten können jedoch nicht nur – wie skizziert – als Kontrastfolie zum standarddeutschen Konjunktiv dienen. Sie erlauben auch Einblicke in Teile des Konjunktivspektrums, die dem Standard fremd sind, Seitenblicke auf Wege, die der standarddeutsche Konjunktiv nicht gegangen ist. Das betrifft sowohl die Formenbildung als auch Verwendungsaspekte. Auf Sonderwege bei der Formenbildung weisen u. a. die folgenden Beobachtungen hin:

- Das schwache Konjunktiv-Präteritum-Suffix *-ti* wird generalisiert, indem es zunehmend auch an starke sog. Kurzverben angehängt wird, z. B. *gäbt<sub>i</sub>* ‚gäbe‘. Dadurch entstehen Mischbildungen, die schon Winteler (1876: 149) als „Zwiterbildungen“ kritisiert hatte (zu Winteler vgl. unten 2.1, S. 19).

Bei den Kurzverben handelt sich um ein knappes Dutzend hochfrequente Verben unterschiedlicher historischer Zuordnung (Wurzelverben ‚sein‘, ‚tun‘, ‚gehen‘ und ‚stehen‘; starke Verben wie ‚kommen‘, ‚gehen‘, ‚nehmen‘; sowie das schwache ‚haben‘), die im Infinitiv um

den wurzelauslautenden Konsonanten gekürzt sind: *syy, tue, gaa/gòò, staa/stòò, chòò, gèè, nèè* u. w. m.; vgl. ausführlich Nübling (1995a, b), Lötscher (2010).

- Die Ablautvokale der starken Verben lösen sich von ihren historischen Klassen, z. B. *chiem* ‚k<sub>ä</sub>me‘; es treten also Klassenwechsel der Verben auf, bestimmte Vokale werden dabei als Konjunktiv-Marker generalisiert (vgl. Christen 1999).
- Neben der Ausweitung der suffigierenden Bildung durch *-ti* ist partiell auch eine gegenteilige Entwicklung zu beobachten, nämlich Schwach-stark-Übergänge wie bei *miech* als starker Konjunktiv Präteritum zum eigentlich schwachen Verb ‚machen‘.
- Während die Standardsprache den Konjunktiv Präteritum mit dem Hilfsverb ‚würde‘ umschreibt, kennen die Dialekte auch ‚täte‘. Einige Forscher (z. B. Gallmann 2007, Eroms 1998) sehen im mundartlichen ‚täte‘ die unverfälschtere und angemessenere Konjunktivumschreibung, die im Standard nur durch normativen Druck etwa seit dem 17. Jahrhundert von ‚würde‘ zurückgedrängt worden sei. Vor diesem Hintergrund ist von Interesse, wie sich die ‚würde‘/‚täte‘-Verteilung in einem nicht normativ geregelten Dialektgebiet entwickelt hat.

Was Verwendungsaspekte des schweizerdeutschen Konjunktivs angeht, die dem Standard unbekannt sind, so lässt sich u. a. der Konjunktiv Präsens im Komplementsatz nach Obersätzen wie ‚ich nehme an‘ nennen. Im Standard (z. B. *Ich nehme an, sie habe recht*) wirkt das Nebeneinander von Affirmation des Sprechers (1. Person Singular) und origo-verschiebendem Konjunktiv (vgl. Diewald 2013: 100) in sich widersprüchlich. Dagegen zeigt ein Blick auf andere Sprachen mit einer Konjunktiv-Kategorie, dass Kontexte wie der genannte durchaus geeignet sind, den Konjunktiv zu sich zu nehmen (vgl. z. B. ital. *suppongo che* mit *congiuntivo*). Ebenso sind historische deutsche Belege instruktiv, welche daran erinnern, dass der gegenwärtige Stand der Konjunktivverwendung nur eine Momentaufnahme ist und in früheren Zeiten andere Verwendungsregularitäten galten; so verwendete etwa noch Goethe nach *ich nehme an* auch den Konjunktiv Präsens (weiter S. 113). Solche Konvergenzen mit dem Konjunktivgebrauch in anderen Sprachen sowie im früheren Deutschen zeigen, dass eine Beschäftigung mit dem schweizerdeutschen Konjunktiv Anregungen geben kann zu mehr als rein dialektologischen Fragestellungen. Es geht vielmehr um eine varietäten- und sprachübergreifende Einheit, um den Konjunktiv an sich (vgl. Weydt 2000, 2009). Die Forschung zum standarddeutschen Konjunktiv Präsens konzentriert sich dagegen auf den Konjunktiv der indirekten Rede – ein Verwendungsbe- reich, der in anderen Konjunktivsprachen (unter den indoeuropäischen Sprachen: mit Ausnahme nur des Isländischen) nicht den Konjunktiv nach sich zieht (vgl. Rothstein/Thieroff Hrsg. 2010).

Diese erste Tour d’horizon vermittelte einen Eindruck von der Vielfalt der Fragestellungen, die sich im Zusammenhang mit dem Schweizer Konjunktiv ergeben. Manches lässt sich im Hinblick auf übergeordnete Argumentationslinien wie die Distinktheitsproblematik zusammenführen. Jedoch wird nicht der Anspruch erhoben, alles auf einen argumentativen Nenner zu bringen. In dieser Hinsicht ist der Plural *Studien* im Untertitel der vorliegenden Arbeit bewusst gewählt. Die einzelnen Kapitel des zweiten Teils können auch relativ unabhängig voneinander gelesen werden. Der rote Faden ist der Konjunktiv im Schweizerdeutschen, der in seinen wichtigsten Facetten abgedeckt sein soll. Forschungsbedarf bleibt auf jeden Fall bestehen, etwa im Bereich der Ablautvokale bei den starken Verben (weiter Kap. 8, S. 181).

## 1.2 Gibt es einen „helvetischen Konjunktiv“?

In 1.1 war von Unterschieden zwischen Dialekten und dem Standard die Rede. Darüber hinaus ist das Verhältnis der schweizerdeutschen zu anderen deutschen Mundarten im Bezug auf den Konjunktiv anzusprechen. Gibt es überhaupt einen spezifischen „Schweizer Konjunktiv“? Auch in Dialektdarstellungen anderer Dialekte finden sich zwar ähnliche Überschriften. So spricht Huber (2008: 39f.) vom „schwäbischen Konjunktiv“ oder Zehetner (2010: 140–143) vom „bairischen Konjunktiv“. Aber wie sinnvoll ist es wirklich, den Konjunktiv bezogen auf eine politische Einheit wie die Schweiz zu untersuchen? Gibt es Konjunktivbildungsweisen oder Verwendungen, die in Schweizer Dialekten exklusiv oder zumindest deutlich häufiger vorkommen als in anderen deutschen Dialekten? Die Frage stellt sich insbesondere mit Blick auf die eng verwandten nördlich angrenzenden alemannischen Dialekte, aber auch darüber hinaus kann es oberdeutsche Gemeinsamkeiten geben.

Es ist nicht der alemannische, sondern eher der bairische Konjunktiv, welcher am besten beschrieben ist, vgl. u. a. Mindl (1924), Donhauser (1992), Merkle (1975), Saltveit (1983: 1224), Schnelzer (2008), Lotze/Gallmann (2009: 233f.). Die Teilatlanten des *Bayerischen Sprachatlas* bieten diverse Karten zum Konjunktiv Präteritum, z. B. SNiB 5.1 (2007) oder SMF (2007). Eine übergreifende Karte zum Konjunktiv Präteritum von ‚kommen‘ enthält KBSA 33 (Renn/König Hrsg. 2006: 78).

Für erste Hinweise kann ein Text des in der Schweiz bekannten Autors Pedro Lenz mit dem Titel „Helvetischer Konjunktiv“ dienlich sein (vgl. Lenz 2003: 50f.). Lenz führt u. a. eine Art „Vorstellungskonjunktiv“ an wie in (1):

- (1) Darfi bekannt mache, das wär jetzt äbe der Ueli.  
,Darf ich bekannt machen, das wäre jetzt eben der Ueli‘ (ebd.: 51)